

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 31/2015

Verschüttete Perspektiven

Editorial	S. 2
Die Krise der Aufklärung	S. 3
Fukushima revisited	S. 5
Bilderwitze (Thomas Glatz)	S. 7
Cpt. Kirk &, Teil 4	S. 8
Bekenntnisse des Generalsalinenadministrators in Bad Reichenhall (Miss Harmlos)	S. 9
Dritte Ubbelohdegeschichte: Moes Party (Thomas Glatz)	S. 12
Aus dem Plattenarchiv	S. 18

Editorial

Ernst gemeinte Mottoausgaben sind ja nicht so die Sache der Friktionen. Bei dieser Frühlingsausgabe hat es sich aber fast generisch ergeben. Es geht ein bisschen um die liegen gebliebenen Diskurse und Ereignisse, um das was ist, aber nicht mehr medial ist. Die Frage nach der Zukunft der Aufklärung mag da auf den ersten Blick noch eher aus dem Raster fallen, bekommt doch diese europäische Geisteshaltung im Moment ihre Negation in Form diverser islamistischer Bewegungen im Nahen Osten. Der Protagonist aus Thomas Glatzens Fortsetzungsgeschichte rund um den Literaturkritiker Ubbelohde ist auch irgendwie in der Defensive. Die Gedankenlosigkeit seitens Ubbelohdes verschließt ihm auch weiterhin den Zutritt zur Welt der veröffentlichten Literatur und das provoziert letztlich eine Kurzschlussreaktion. Auch der Generalsalinenadministrator bei Miss Harmlos muss sich mit eher anstrengenden Konsumentenkreisen herumschlagen um seinem Jobprofil gerecht zu werden.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, März 2015

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Die Krise der Aufklärung

In über 60.000 Artikeln die Vernunft und das Wissen als Befreiung des Menschen feiern – das war das Projekt der französischen Enzyklopädisten. Ihr Projekt sollte ein Baustein sein, der im 18. Jahrhundert ein Europa, das dem Mittelalter schon vor Jahrhunderten entstieg war, zu neuen Höhen führen sollte. Und das nicht nur für Europa, nein die gesamte Menschheit sollte einen Weg der Selbstbefreiung gehen, auf dem Vernunft, Wissenschaft und Rationalismus den Sieg über Despotie und unmündig machende Metaphysik erringen sollte. Die Enzyklopädisten waren dabei nur herausgehobene Akteure in einer intellektuellen Bewegung, die sich unter dem Namen Aufklärung nicht scheute, die eigene Perspektive als den goldenen Weg in ein besseres Zeitalter zu setzen und mit dieser Weltsicht im Gepäck die außereuropäische Welt im 19. Jahrhundert zu kolonialisieren. Ein bisschen Geldgier und Rassismus war natürlich auch dabei. Beides konnte man aber noch gut hinter der Strahlkraft der Erfolge von Wissenschaft und Technik verstecken. Wer Erfolg hat, hat Recht, auch wenn dieser Erfolg auf einer rein instrumentellen Macht beruht, die die Technikentwicklung verliehen hat. Es dauerte bis ins 20. Jahrhundert, bis die instrumentelle Seite des Rationalismus die gesellschaftlichen und politischen Emanzipationsansätze der Aufklärung auch innereuropäisch in spektakuläre Katastrophen führte. Zwei Weltkriege, Faschismus und der Holocaust machten deutlich, dass Projekt der Enzyklopädisten sauber schief gegangen war und das obwohl oder gerade weil die technische Rationalisierung ungebremst weiter gelaufen war. Seitdem tobt der Streit darüber, ob die Sache schon vom Ansatz her gestunken hat, oder in den 200 Jahren nach einem furiosen Start in der Umsetzung versaut wurde.

Die Sozialphilosophen der Frankfurter Schule hatten in dieser Debatte erst einmal einen klaren Standpunkt. Max Horkheimer und Theodor Adorno identifizieren in ihrer ‚Dialektik der Aufklärung‘ Tendenzen, die frühe Knackpunkte innerhalb der Konstruktion einer vernunftgetriebenen Menschheitsentwicklung identifizierte: Schon im Mythos des Odysseus im klassischen Griechenland finden sich Elemente, in denen sich der Held mit Techniken gegen die monströsen mythischen Gestalten durchsetzt, die auf die eine halbierte Vernunft setzen. Egal, ob er sich den Zyklopen Polyphem durch ein Sprachspiel vom Leib hält, oder sich bei der Vorbeifahrt an den Sirenen am Mast des Schiffes fesseln lässt. Immer setzt sich die instrumentelle Vernunft durch, die darin auch die Natur des Menschen leugnet und verdrängt: ‚Der Listige überlebt nur um den Preis seines eigenen Traums, den er abdingt, indem er wie die Gewalten draußen sich selbst entzaubert. Er eben kann nie das Ganze haben, er muß immer warten können, Geduld haben, verzichten, er darf nicht vom Lotos essen und nicht von den Rindern der heiligen Hyperion, und wenn er durch die Meerenge steuert, muß er den Verlust der Gefährten einkalkulieren, welche Szylla aus dem Schiff reißt. [...] Das Selbst repräsentiert rationale Allgemeinheit wider die Unausweichlichkeit des Schicksals. Weil er [Odysseus] aber Allgemeines und Unausweichliches ineinander verschränkt vorfindet, nimmt seine Rationalität notwendig beschränkende Form an, die der Ausnahme. [...] Odysseus erkennt die archaische Übermacht des Liedes an, indem er, technisch aufgeklärt, sich fesseln lässt. [...] Die Sirenen haben das Ihre, aber es ist in der bürgerlichen Urgeschichte schon neutralisiert zur Sehnsucht dessen, der vorüberfährt.‘¹

¹ Max Horkheimer / Theodor W. Adorno – Dialektik der Aufklärung, Frankfurt am Main 1988 (1944), S. 65ff.

Adornos und Horkheimers Kollege Herbert Marcuse analysierte diese Mechanismen für die Industriegesellschaft in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Seiner Einschätzung nach hatte sich zu diesem Zeitpunkt die instrumentelle Vernunft schon verselbstständigt und gesellschaftliche Emanzipationspotentiale hinter sich gelassen: ‚Freilich ist die ‚objektive Ordnung der Dinge‘ selbst ein Resultat der Herrschaft, aber bei alledem ist wahr, daß die Herrschaft jetzt eine höhere Rationalität hervorbringt – in einer Gesellschaft, die ihre hierarchische Struktur beibehält, während sie die natürlichen und geistigen Ressourcen stets wirksamer ausbeutet und die Erträge dieser Ausbeutung in stets wachsendem Größenverhältnis verteilt. Die Grenzen dieser Rationalität und ihre unheilvolle Kraft erscheinen in der fortschreitenden Versklavung des Menschen durch einen Produktionsapparat, der den Kampf ums Dasein verewigt und zu einem totalen, internationalen Kampf ausweitet, der das Leben jener zugrunde richtet, die diesen Apparat aufbauen und benutzen.‘² Marcuse setzt gegen diese Entwicklung die Forderung einer ‚neuen Sinnlichkeit‘, die auch eine gesellschaftliche Vernunft implizit einfordert bzw. nach sich zieht.

Dieser Position einer grundsätzlichen Kritik widersprach ein Schüler von Horkheimer und Adorno, Jürgen Habermas. Für ihn ist die Moderne ein unvollendetes Projekt, das in vertieften Prozessen kommunikativen Handelns seine rationale Basis weiter ausbauen müsste, aber – und das ist die Unterscheidung zu seinen Vorläufern – auch das Potential hat, dies auf Basis der bestehenden geistigen Grundsetzungen zu tun. Beide Positionen nehmen aber letztlich eine Binnenperspektive ein, die das schon erwähnte Außen dieser Entwicklung ausschließt. Hier geht es um Länder, ja ganze Kontinente, die Europa und Amerika als Areale jenseits der Aufklärung, der Zivilisation, gesetzt und als Reservoir zur Realisierung der eigenen Dominanz genutzt haben. Rationalität, Fortschritt und emanzipative Vernunft blieb eine zugegeben gebrochene Binnenentwicklung, die aber trotzdem auch in dieser Form der Welt außerhalb von Europa und Amerika offensichtlich nicht zustand. Imperialismus und Kolonialismus haben damit nicht unbedingt dazu beigetragen, dass die Idee der Aufklärung über den Kulturkreis ihrer Entstehung hinaus Strahlkraft entwickeln konnte. Schließlich wurde im Namen der Vernunft und Zivilisation ein Großteil der Welt versklavt oder zu abhängigen Absatzmärkten und Rohstofflieferanten gemacht. Die Emanzipation, um die in Europa nach wie vor gekämpft wurde, stand in den Kolonien des Trikonts nicht wirklich zur Debatte. Die Entkolonialisierungen nach dem zweiten Weltkrieg hinterließen die implizite Forderung nach westlichen Institutionen im Rahmen von Nationalstaaten, flankiert von offenen, liberal organisierten Märkten. Eine Vorgehensweise, die ganze Regionen in verwüstete und perspektivlose poststaatliche Räume verwandelte. Einmal in diesem Zustand angekommen ist kein Fortschritt mehr abzusehen – weder wirtschaftlich, noch gesellschaftlich. Es gibt Smartphones aber kein sauberes Wasser. Es gibt toxische Müllkippen, aber keine ausreichende Lebensmittelversorgung. Es gibt Fernsehen, aber keine Polizei, die sich halbwegs an Regeln hält.

Es ist kein Wunder, dass ein Projekt, dass in seiner Realisierung, wie brüchig diese auch immer gewesen sein mag, auch immer ein Außen gebraucht hat, den Anderen, der sich angeblich nicht ohne weiteres aufklären lassen will und deswegen ausgebeutet werden darf, dass ein solches Projekt nicht wirklich Wurzeln bei denen schlägt, die hier nur als negative Projektionsfläche mitspielen dürfen. Da-

² Herbert Marcuse – Der eindimensionale Mensch, München 1994 (1964), S. 159.

bei betrifft die Zurückweisung gerade die Anteile am Projekt der Aufklärung, die Horkheimer und Adorno als prinzipiell scheiterungsnotwendig angesehen haben. Der Siegeszug der technischen Vernunft ist zwar in den Kernräumen der Industrieländer nicht unbedingt ungebrochen, hat sich aber außerhalb von Europa als enorm durchsetzungsfähig erwiesen. Es gibt dort keine relevanten sozialen Bewegungen gegen Autos, Mobiltelefone, Computer oder das Internet. Sie werden, so wie andere Gadgets und technologischen Großsysteme auch in die jeweilige gesellschaftliche Praxis integriert und im Normalfall auch in der Auseinandersetzung mit dem Westen genutzt.

Der Terror des Islamischen Staats speist sich neben einem postkolonialen Krieg, der die Region verwüstet hat, auch aus der impliziten Erkenntnis, dass man zwar die vorgeblich vernünftigen Hüllen moderner westlicher Governance über das dürre Skelett des verwüsteten Staates zu ziehen hat, aber nie und nimmer die Spielräume zum Aufbau von nachhaltigen regionalen Wirtschaftsräumen zugestanden bekommt. Dass die Exit-Option denn ausgerechnet religiöser Totalitarismus ist, der seine Barbarei durch Exekutionen medial aufbereitet, deutet auf eine affirmative Aufnahme des Motivs negative Projektionsfläche des Westens zu sein. ‚Ja, wir sind die Barbaren, aber anders als ihr haben wir noch einen Glauben (und damit vor allem Prinzipien).‘ Es gibt kaum eine bessere Abdichtung gegen eine ergebnisoffene Debatte und die Mühsal eines individualisierten Pluralismus, der seine Brüche verleugnet und seine Krisen weginterpretiert. Da werden die natürlich vollkommen korrekten Verweise auf Terror, Mord, vermeintlich religiöse Säuberungen und organisiertes Verbrechen auch nicht helfen.

Das Projekt der Enzyklopädisten als Entwicklungsweg für die Menschheit kann man in diesem Zusammenhang und diesen gesellschaftlichen Räumen getrost als vorläufig gescheitert betrachten. Wir wissen viel, können uns aber nicht wirklich Interpretationen ableiten, die tiefgreifendere Konsequenzen nach sich ziehen würden. Eine halbierte Aufklärung, die ‚die Anderen‘ auch immer zum Wilden gemacht hat, kann kaum überzeugende gesellschaftliche Entwürfe für diese Peripherie anbieten. Forderungen durchsetzen solange man am längeren Hebel sitzt – das vielleicht. Aber dann darf man sich nicht wundern, wenn jemand versucht, diesen Hebel abzusägen.

Fukushima revisited

Vier Jahre ist es her, da haben die Nachrichten über einen Tsunami und eine Nuklearkatastrophe in Japan die Weltöffentlichkeit erschüttert. In der größten atomaren Katastrophe seit Tschernobyl wurden im Kernkraftwerk Fukushima Daiichi vier von sechs Reaktorblöcken in spektakulären Explosionen zerstört, große Mengen radioaktiver Stoffe traten aus und kontaminierten das Umland der Anlage. 78.000 Menschen wurden evakuiert, weiteren 62.000 die Flucht nahegelegt. Totes Land, Menschen mit unbekannter Strahlenbelastung in Notunterkünften außerhalb einer Sperrzone. Die Aufräum- und Sicherungsarbeiten konzentrierten sich erst einmal auf das Kraftwerk selbst und das aus gutem Grund. Anders als bei konventionellen Sprengstoffen ist im Falle einer nuklearen Kernreaktion nach der Katastrophe unter Umständen vor der Katastrophe. Die zerstörten Reaktoren waren auch nach den sichtbaren Detonationen nicht in einem Zustand, der ohne Aktivitäten neue Stabilität versprach, denn die Kernreaktionen im spaltbaren Material laufen je nach Situation erst einmal weiter und müssen moderiert bzw. kontrolliert werden. Eine Situation, in der weitere Interventionen nicht mehr notwen-

dig sind, nennt die Fachwelt ‚Cold Shutdown‘. Ein solcher war nach Angaben des Betreibers (oder besser ausgedrückt der Ruinenverantwortlichen) Ende 2013 erreicht.

Unabhängig davon, dass diese Feststellung, die Beruhigung verbreiten und Situationskontrolle signalisieren soll, nicht unumstritten war, wird es auf jeden Fall nach offizieller Planung noch Jahre dauern eher das Material der geschmolzenen Reaktorkerne – quasi Quelle und Mutter allen Unglücks – aus den beschädigten Kernbehältern entfernt und stabil zwischen- oder gar endgelagert sind.³ Die gesamte Abbauphase der strahlenden Schutthaufen, die über die reine Entfernung des Kernmaterials hinausgeht, wird auf 40 Jahre geschätzt.

Doch damit ist nur das Epizentrum einer ganzen Verseuchungstopologie zurückgebaut. Fukushima Daiichi ist auch heute noch von einer Sperrzone umgeben, in der eine dauerhafte Ansiedlung von Menschen verboten ist. Inzwischen sind die kreisförmigen Radien, die in der wissensarmen Akutphase rein nach Plausibilität gezogen wurden, detaillierten Verseuchungskarten gewichen, in denen sich die Windrichtungen der Tage der Katastrophe spiegeln. Es gibt mehrstufige Pläne für die Gegend. Ein Teil soll – nach Dekontamination und Abklingen der Strahlenbelastung – wieder zur Besiedlung freigegeben werden, andere gelten auch vier Jahre nach der Katastrophe als auf unbestimmte Zeit unbewohnbar. Allen Gebieten ist gemeinsam, dass ihre biopolitische Klassifizierung auf Setzungen von Grenzwerten für eine statistische jährliche Strahlenbelastung beruht, die im Laufe des Unfalls nach oben korrigiert wurden und in jedem Fall ‚deutlich mehr als normal‘ bedeuten. Auch in Japan, einem Mitglied der G8 und reichen Industrieland, haften noch vier Jahre nach dem Unglück ein ordentlicher Teil der Radioaktivitätsvertriebenen in Containern. Es fehlt nicht am Geld, sondern an soliden Baufirmen, die sich jenseits der Bauten für die Olympischen Sommerspiele 2020 in Tokyo noch engagieren wollen.

Dabei spielt Fukushima im hauptstädtischen Diskurs Japans kaum noch eine Rolle. In gewisser Weise ist das plausibel. Die Situation ist stabil und unlösbar schlecht. Veritable Teile Nordjapans, die industriell und landwirtschaftlich wichtig waren, sind verstrahlt und es gibt nicht wirklich Konzepte, Flächen dieser Größe nachhaltig zu dekontaminieren. In letzter Konsequenz wird man diese Katastrophe wohl individualisieren. Jenseits der toten Zone bleibt es jedem selbst überlassen wie er mit der Strahlenbelastung umzugehen gedenkt. Rein visuell sieht man den Zonen, die nicht direkt vom Tsunami betroffen waren eh nicht an, dass etwas nicht in Ordnung ist und mit seiner jeweiligen Krankengeschichte und dessen möglichen Ursachen muss sich jeder Einwohner der Präfektur Fukushima und der anderen betroffenen Regionen dann letztlich selbst auseinandersetzen.

Das alles kostet trotz Verdrängung und Individualisierung rein wirtschaftlich gesprochen trotzdem Unmengen. In dieser Situation sieht es so aus, als ob Japan nicht wirklich auf die Kernenergie verzichten möchte. Die Ausstiegsbeschlüsse sind recht weich, keiner weiß in welchem Zeitrahmen und ob überhaupt abgeschaltet wird. Lediglich Neubauten sind in der aktuellen Situation nicht wirklich denkbar. Das entspricht dann der Situation in den USA seit dem Unfall von Three Mile Island 1979. Die dortige Nuklearkapazität ist trotzdem seitdem nicht wesentlich gesunken. ‚Laufzeitverlängerung‘ ist hier das Zauberwort, das ermöglicht, bestehende Anlagen weit über den ursprünglich projektierten Rahmen

³ Die These, dass es für diese Endlagerung noch keinen tragfähigen und finalen Ansatz gibt, ist dabei durchaus plausibel, gibt es doch eine solche Endlagerung noch nicht einmal für Kernbrennstoffe, die die definierten Prozesse eines Normalbetriebs durchlaufen haben.

hinaus laufen zu lassen. Japanische Kraftwerke werden altern und laufen wie ihre US-Kollegen, neue Standorte sind unwahrscheinlich. Außer vielleicht in Fukushima. Da ist es eh schon egal.

Bilderwitze



Das Dorf am Fuße des Berges, dem
man magische Eigenschaften
nachsagt und ^{das} am Ufer des
Sees, dem man stinknormale
Eigenschaften nachsagt

Cpt. Kirk &, Teil 4

Cpt. Kirk & die Disco

Cpt. Kirk ist mächtig erwachsen. Er hat Verantwortung, muss sich um ein Raumschiff und die Karriereplanung von 430 Mann und Frau Besatzung fern der Heimat kümmern. Letzteres hat er ganz offensichtlich nicht gut gemacht. Seine Führungscrew agiert am Ende der Serie noch immer unter denselben Titeln wie am Anfang. Auch das Sozialleben neben dem Dienst ist wohl recht spartanisch: Es scheint sich vor allem auf Zusammenkünfte in der Messe zu beschränken, also einen Raum, in dem man ganz schnöde sein Essen einnimmt.

Die kleine Flucht aus dem Arbeitsalltag, den der Dienst auf der Enterprise sicher darstellen wird, muss ohne halbseidene Orte der Begegnung auskommen: Keine Bar und erst recht keine Disco oder Club auf der Enterprise. Dabei gibt es Kneipen und das Konzept der Bar auch noch zur Zeit von Kirk. Das ist auch wichtig, denn Kirk sieht in solchen Kontexten mächtig gut aus. Nur: In der sauberen Mikrowelt der Enterprise muss es auch ohne einen solchen Ort des Exzesses gehen. Der wird erst auf der neuen Enterprise eingebaut. Da gibt es 10 vorne, das aber mit seinem 80er-Jahre-Design und der klugscheißenden Woopi Goldberg jede Form von Abgründigkeit vermissen lässt. Nun gut, Jean-Luc Picard ist weit weniger Disco als Kirk. Es gibt zumindest auf der neuen Enterprise auch Nachwuchs, penetrant repräsentiert durch den neunmalklugen Wesley Crusher. Der ist über die Laufzeit der Serie aber zu jung und zu spießig für Baraufenthalte.



Der Verzicht auf Bar und Clubbing in einer klaustrophobischen und hochtransparenten Gemeinschaft, wie sie eine Raumschiffcrew darstellt, hat dabei durchaus Sinn. Unter solchen Umständen kann der soziale Raum ‚Bar‘ oder ‚Disco‘ keine Flucht aus den sozialen Rollen des hellen Tages bieten. Man trifft sowieso nur die, mit denen man auch am Tag arbeitet. Die Entgleisung, das Spiel mit Identitäten und Neuerfindungen des eigenen Seins verliert hier jeden Sinn. Das Auftreten des Anderen als der oder die geheimnisvolle Fremde ist hier unmöglich. Unter solchen Umständen wird der Suff stinklangweilig. Freunde kann man auch im eigenen Quartier treffen. Kirk würde man jederzeit das Abtauchen in ein anonymes Nachtleben unterstellen, Picard wirkt eher so, als würde er nur vorbeikommen um zu sehen, ob die Sperrstunde eingehalten wird.

Bekenntnisse des Generalsalinenadministrators in Bad Reichenhall

Eigentlich bin ich ja der Generalsalinenadministrator. Wie einst der Bayern-Entrepreneur Joseph von Utzschneider, dem die Salinenadministration von Rosenheim, Berchtesgaden bis nach Hallein unterstand. Heute ist mein Wirkungsfeld nur auf Organisation beschränkt. Spötter meinen, ich wäre Hausmeister im Dienstanzug, dessen administrative Tätigkeiten sich auf Besucherplanung und die Hausordnung beschränkt. Aber ich Sorge für Respekt gegenüber diesem Kulturgut. Hier findet man Kultur mit Tiefgang und Tiefendimensionen.

Früher löste unsere Saline Sehnsüchte aus, aber heute werde ich täglich in Schmerzverdrängung geschult, denn die Beleidigungen und Beschwerden der Besucher durchziehen in untergründigen Adern meine Zwischenrippenmuskeln. Ich pflege hier ein kompromissloses Qualitätsverständnis, was die meisten für eine Selbstverständlichkeit halten. Wer hier Eintritt bezahlt denkt, er löse nun das Recht auf Erfüllung der eigenen Bedürfnisse ein. Viele moseern, warum hier keine Snack-Kioske beim Karl-Theodor-Relief stehen. Ganz berlinerisch, auf bemalten Obstkistchen mit Wurstspießchen, die den Salinenwanderer wieder aufpäppeln. Andere stellen sich mit intensiven maßgeschneiderten Düften, als wären sie in ein mobiles orientalisches Duftlabor gefallen, in die Warteschlange. Sie werden gerne vorgelesen, da diese rücksichtslosen utilitaristischen Argumente entwaffnend sind. Man könnte es auch Erpressung nennen.

Bezahlen die Besucher, gehen sie zum Drehkreuz. Die ersten muss man darauf hinweisen ihre Zigarette zu löschen und ihre Bierflaschen wegzuwerfen. Einige Damen präsentieren Summer Feelings mit dem Spektrum an vielfältigen Schnitten mit attraktivem Dekolleté im Bademodensortiment. Die muss ich darauf hinweisen, sich ordentlich und vor allem warm anzuziehen. Den meisten ist der klägliche Eintrittspreis zu hoch. Rentner und Pensionäre quengeln besonders um Ermäßigung. Anbahnende Interessenkonflikte mit diesen Hardshells- und Caps-tragenden Silbermeer-Bewohnern am besten mit gravitatischer Ruhe meistern und sie damit trösten, dass sie sich mit ihrer sicheren monatlich eintrudelnden Rente an der bestmöglichen Verteilung des Wohlstands beteiligen. Die Singapur- und Emirate-Airlines sind voll, weil die Herrschaften ja mindestens dreimal im Jahr um den Globus fliegen müssen um ihre Pensionsansprüche mit ein paar Selfies vor dem Buddha-Tempel oder einer abgebrannten Bangladesch-Näherei manifestieren müssen. Aber hier vor der Salinen-Kasse sind die Nerven so wie der globale Trend so fragil, als wären sie aus porösen Zuckerpapier. An dieser Stelle fallen die ersten Scham- und Persönlichkeitsschwellen und es wäre schon lang an der Zeit Affektkontrollen einzuführen. Heute ist es nicht mehr selbstverständlich, dass man sich an einer Kasse benimmt und der Einzelne die Einbindung in die soziale Ordnung akzeptiert.

Da gibt es das Rentner-Ehepaar, das immer mit dem neuesten BMW-M 6-Modell einen Parkplatz sucht. Für ihn ist das Fahrzeug natürlich der Ursprung der Schönheit. Er ist heute noch der Typ, der im Auftrag seines Vaters seine Kinder in ein österreichisches Lebensborn-Heim stecken würde. Ein Falstaff auf dem Weg zur Kugel mit unerschöpflichem Appetit, der bei Schneckenüppchen schmatzt und sich überall gern die Krone aufsetzt. Sie sehen sich als Elite, die mit der mickrigen Parkgebühr einen

unausgesprochenen Kaufvertrag oder ein unsichtbares Manual zur Unterschrift vorlegen, damit ihr Wagen unter der riesigen schattenspendenden Mammut-Eibe steht, unter die sich sonst tapfer ein Mittelklassewagen stellt. Die erwarten dann, dass ihr Statussymbol wie ein Kunstwerk unter den Baum als Celebrity installiert wird. Die meisten machen noch schnell ein Foto von ihrem Wagen, und haben für eventuelle Schäden und Flickzustände die Schriftsatz-Essentials für den Anwalt in der Hand. Wer so anreist, schreibt sich ins Gewebe der Unverschämtheiten und dislodged persons ein. Den Rentnern mangelt es an Einfällen zur Wochenendgestaltung, die Kinder wollen sie nicht besuchen, da nach Kaffeekränzchen die unbequeme Erbschaftsfrage diskutiert werden muss. Darum wählen sie die Saline. Beide sind Kettenraucher. Hier absolvieren sie ihren Trainingsparcours unter Anleitung einer mit sanftmütigster Geduld ausgewiesenen Physiotherapeutin und tätigen gereizt Atemübungen. Wenn man das Stollengewölbe hinabsteigt, hat das durchaus seinen Reiz, wenn draußen Funkmasten das dem Weltkulturerbe zugehörige exquisite Reizklima verpesten. Man kann sich hier auch mit geteerten Lungenflügeln geborgen fühlen. Aber diejenigen, die von Bad Gmain oder Oberaudorf hier mit ihrem COPD anrücken, träumen verkniffen während der konstruktiven Sekretlösung schon von unserer Bräuwirtschaft wo es Ochsenbackerl und ein Seidel würzigen Hallgrafenbock gibt.

Dann kommen Ärzte, Heilpraktiker, Schamanen, deren Vita mit vorgeschobenen Titeln munitioniert ist. Angeblich alles Koryphäen. Das sind die Bronchial-Müller Wohlfahrts, die ihren Patienten raten sich mit besonders jodhaltigem Salz vom Mars oder einem See in Fukushima einzureiben. Therapien werden angepriesen und eine neckische Assistentin steht mit dem kleinen Geldkartenlesegerät schon am Ausgang, um die ersten Abbuchungen vorzunehmen.

Die von Ludwig I. wieder errichtete alte Saline ist das älteste Industriedenkmal Bayerns und die Schächte hier haben sich wenigstens erhalten. Wenn das nur mal die Jugendlichen zu schätzen wüsten. Im Stolleneingangsbereich treten sie auf Kaugummi-Mosaik, die den Boden abdecken, als hätten sich Beuys und Anselm Kiefer zusammen getan, um die Kraft der Zerstörung als ästhetisches Mittel zu präsentieren. Letztens waren die Internatsschüler vom Obersalzberg hier. Denen wird ja von den Pädagogen eingetrichtert, alles zu ihren Abenteuerspielplatz zu machen. Da geht dann der Lehrer selbstbewusst im Stollen mit einem Guide voran, die Jugendlichen schubsen sich gegenseitig die Schutzhelme vom Kopf und setzen sich Panda-Masken des Rappers Cro auf. Bei der Pumpe muss man dann schon fast jeden zusammenbrüllen, dass er nicht seine persönliche Mutprobe als ‚Mission impossible‘ absolviert und sich feiern lässt. Man bekommt das Leiden der Technikabhängigkeit hautnah mit, wenn die Schüler geifernd die Sekunden zählen, wann sie endlich wieder aus dem Stollen zurück ans Licht kommen und als Superhelden in ihre Soziale Medienkontrolle stürmen. Sie müssen wissen, dass meine emphatische Hilfsbereitschaft sehr reduziert ist, wenn ich höre, dass sich ein Schüler wieder aus seinem Energieüberdruck heraus an eines der Räder der Pumpe hängen wollte, und als Iron Mike in einer Art einbeiniger Kastensprung sich die Schleimbeutel am Ellbogen schmerzhaft verletzt hat. Oft gipfelt diese Parade an verhaltensauffälligen Elite-Sprösslingen im Geocoaching. Hier wird eine GPS-unterstützte ‚Schnitzeljagd‘ nach verborgenen Schätzen von einem Lehrer instruiert. Anstatt, dass der Pädagoge eine Milka-Schokolade irgendwo hinter einem Salzgewölbe versteckt, sollte man den Rangelnden eher eine elektrische Fußfessel anlegen. Alle des Obersalzberger Internats gehören

zu den Elite-Sportlern. Die haben die Sportanlagen vor dem Fenster und frühmorgens wird schon eifrig die Bob-Bahn runtergebrettert. Natürlich ist denen eine Saline viel zu langweilig. Die Gören haben sich nach dem ersten drehenden Wasserrad schon totgesehen und in ihren Gesichtern steht der gelangweilte Protest eines Hollywood-Filmbosses der schon wieder von einem ambitionierten Regisseur aus Kentucky belästigt wird.

Dann gibt es die Besucher, die mit der eigenen Härte durch die Stollen marschieren, die nie lachen und mit schmalen, scharf aneinander gezogenen Lippen immer bereit für eine zusammengeballte dunkle Kraft raschen Schrittes wie auf etwas Bestimmtes zugehen, so wie der vom Leben und Dublin vergrämte James Joyce. Das sind die Träger der Hautproblematik. Die verbünden sich dann mit denjenigen, denen der Eintrittspreis eine eisige Stimmung wie im Führerhauptquartier ins Gesicht meißeilt. Da klettern Pensionäre in den rutschigen Stollen leicht tattergreisig und unkoordiniert zur Salzgrotte, ergehen sich in selbstmitleidigen Monologen und Spekulationen, dass früher alles viel billiger war. Später werden sie sich alle im Redeschwall ergötzen, dass ja das Salzbergwerk in Krakau mit viel besseren vielsprachigen Guides geleitet wird als hier. Da stehen sie dann mit ihrem Globetrotter-Ehrgeizblick für die nächsten Kletterpartien unter ihren Schirmchen schnatternd beieinander, wollen sich beim Kuramt über die frechen Preise beschweren, jeder im Kampf gegen Windmühlchen im Gleichklang mit ihrer strategiearmen Donquichotterie. Diese kleinen Pensionärchen erscheinen mir wie Friedrich der Große, der über einen unsauberen Nachttopf an der Pommerschen Kadettenschule außer sich geriet, weshalb 1746 der Erzzivilist Casanova, für den sich Lordmarschall Keith verwendete, schleunigst wieder abreiste und sich seinen bekannten Talenten widmete. Die Truppe wird dann meist von einem tyrannischen Maskottchen weiter zum Wirtshaus am Jägerstand geleitet, wo man sich mit Torte und Getränken für Beschwerden erfrischt und der Aufrührer sein Selbstzweckdenken so perfektioniert, dass seine Rechnung aufgeteilt von seiner kleinen Entourage bezahlt wird.

Mein Amt als Salinenadministrator verliert immer mehr an Reputation, deshalb ging ich auf das Angebot eines schottischen Besuchers ein. Hinten in einer Ecke, die ich nicht verrate, liegen Gerstenkeime. Hier durchzieht sie Salzgeruch und gibt dem Whisky einen Geschmack nach Meer und rauer See, die von den Wellen umspült werden. Die Aficionados sind überzeugt, dass das Meerwasser, die salzhaltige schottische Luft und der torfhaltige Boden für den unverwechselbaren Geschmack des Whiskys mit ihrer torfigen und rauchigen Note sowie dem leicht extravaganten Jod-Fluorid-Geschmack verantwortlich sind. Was früher die Whisky-Hauptstadt Dufftown war, wird nun unser kleines Bad Reichenhall und mir wird bald die Aufsicht über unsere Destille auferlegt werden. So sehe ich mich schon im Nadelgestreiften als Destille-Administrator mein organisatorisches Geschick einzubringen und bald bin ich Teilhaber an der Single-Malt-Salt-Whisky-Schöpfung mit einem berühmten ‚angels share‘.

Miss Harmlos

Dritte Ubbelohdegeschichte: Moes Party

„Kein Buch hat ein Ende.“ (Otfried Preußler).

Eine Wolke stand am Himmel, die aussah wie ein zugeschlagenes Buch. Ein Darth-Vader-Zitat, irgendwas, wie man mit vereinten Kräften das Universum retten kann, stand in Schablonenschrift an einer Wand.

„Man sachte, Männecken! Det sajen hier in Berlin ville Leute, aber die red´n oft so´n Quatsch, der jar keen richtijet Berlin´sch is!“ sagte ein Passant zu einem anderen. „Die ist jetzt irgendwie Freie in Hamburg. Welchen Caster hast denn Du? Bei welcher Agentur bist denn Du?“, plärrt ein junger Mensch in sein Mobiltelefon. „Da kannst du reden mit Engelszungen. Bringt nischt. Det is wie mit Erbsen an de Wand jeworfen“, tönte eine sonore Männerstimme. Zwei Mädels unterhielten sich lautstark: „Also Soontubu beim *Koreaner* oder *Pommesboutique*?“ – „So viel Zeit haben wir nicht. Holen wir halt ne Pizza bei *Pizzapizza*!“ „Oder Döner? Bei *Dönerdöner*?“ – „Was ham die denn für Döner bei *Dönerdöner*?“ – „Es gibt Döner 08/15, Deluxe, Swing, Veggie, Free Style, und Dönerdöner Spezial.“ – „Dönerdöner Spezial? Voll lecker. Dann machen wir das.“

Ich war in Kreuzberg, saß an einem Tischchen vor einem Restaurant auf der belebten Straße und beschloss hinein zu gehen, weil es da um einiges ruhiger war.

Mein Romanmanuskript (Arbeitstitel: ‚Krise.Kredit.Konsum‘) war mittlerweile auf 1370 Seiten angewachsen. Ich hatte Ubbelohde, meinen Literaturagenten, schon zweimal in München getroffen. Leider war es uns nie geglückt länger über mein Manuskript zu sprechen. Die Sterne standen gegen uns. Nun war ich zu ihm nach Berlin gereist und saß in einem italienischen Lokal um auf ihn und eine mir noch unbekannt Dame zu warten.

Ubbelohde hatte mich in das Lokal bestellt. Mit der Dame hatte wiederum ich ein Date vereinbart. Das Treffen mit ihr hatte den Anlass eines eventuellen Textbeitrags (meinerseits) für eine Literaturzeitschrift (ihrerseits). Beide Treffen sollten ungezwungen stattfinden und formlos ineinander übergehen. So hatte ich mir das zumindest vorgestellt. Ich kannte die Dame ja noch nicht. Ich schrieb ihr eine SMS. Ob sie sich verspätet habe? Wie sie denn aussähe? ‚Just look for normcore ☺‘ war ihre gesmste Antwort. Ich hatte mein Manuskript vor mir liegen, wartete auf meinen Kaffee, starrte auf die dekorative Schautafel an der Wand und musterte die Gäste. Da sah niemand nach ‚normcore ☺‘ aus. Die hatten bestimmt alle Bankwesen studiert, die links am Tisch Management und Controlling und die, die gerade am großen Tisch in ihren Nudelgerichten herumforkten Bankwesen, Bankwesen und Bankwesen.

An der unverputzten Wand hing – wohl aus Gründen der Dekoration – eine ausgemusterte Tafel für den Grundschulverkehrsunterricht. Schulranzen schleppende Kinder in kurzen Röcken und Hosen kuckten vorsichtig nach rechts und links während sie einen Zebrastreifen überquerten. Ein Cabrio hielt vor dem Zebrastreifen, ein Vespafahrer streckte die Hand zum Linksabbiegen aus. In der Bildmitte war eine Kreuzung zu sehen. Das Merkwürdige: Ein Arm der Kreuzung mündete direkt in eine Spielstraße.

Da warf ein Mädchen einen Ball hoch, einen großen braunen. Sah aus wie ein Medizinball, das Ding. So ein Medizinball ist doch viel zu schwer zum Hochwerfen? Haben die nach dem Krieg wirklich mit Medizinbällen auf der Straße gespielt? Ein anderes Mädchen sprang Seil, und ein Bub fuhr mit seinem Roller mitten auf der Straße. Ein Junge schob eine Sackkarre. Ein Rad schiebender Mann mit Schiebermütze ging auf dem Gehweg. Alte Bundesrepublik, 50er Jahre, tippte ich. Die Abnäher an den Ellenbogen der Herrensakkos – die Grundschulverkehrsunterrichtschautafel musste aus den späten Fünfziger Jahren stammen! Sie fügte sich gut in die übrige Einrichtung des Lokals. In München gab es diese Cafés im Stil der Fifties auch. Eine Freundin, mit der ich vor über zehn Jahren ein Café im Münchner Glockenbachviertel besucht hatte, war von der Inneneinrichtung hellauf begeistert und hat Kellner gefragt, ob es auch ‚Goldenen Engel‘ zu trinken gäbe. – ‚Warum? Sollten wir das haben?‘ – ‚Na weil ihr ein 50iescafé seid.‘ – ‚Was? Wieso 50iescafé? Das ist doch kein 50iescafé! Das ist *berlinstyle* hier!‘ Der Gentrifizierungskellner hatte genervt die Augen verdreht und war im Fortgehen an einen Nierentisch gestoßen. War das Café hier in Berlin also immer noch alter *berlinstyle* oder ein 50iescafé? Mit Fragen wie dieser im Kopf wartete ich also auf Ubbelohde und die Normcore-☺-Frau.

Am Nebentisch saß die einzige Frau, die nicht nach Bankwesen aussah. Aber nach ‚Normcore ☺‘ sah sie auch nicht aus. Sie war in Begleitung eines jungen Mannes gekommen zu dem sie jetzt sagte: ‚Ich hab so Kopfschmerzen. Seit einem Monat jeden Abend Spaß haben, Leute treffen, Spaß haben. Spaß kommt nicht von irgendwoher. Der kommt einem nicht zugeflogen, wenn man im Bett liegt beziehungsweise, man muss für den Spaß, wenn man im Bett liegt, vorher etwas getan haben. Kaum was gegessen und dann das Wodka-Duell gestern! In *Marilyn´s Himmelfahrt* haben wir ‚Träne des Dorfschulzen‘ getrunken. Mein Kopf zerspringt gleich‘. Offensichtlich wollte die junge Frau den Mann beeindruckten. Wie die Herausgeberin einer Literaturanthologie wirkte sie nicht. Sie hatte ihre lackierten und mit Strasssteinen beklebten Fingernägel jetzt an die Mundwinkel gedrückt. Ihr Rock zitterte nach, als sie redete. Ihre Brille ließ sie intellektuell aussehen, aber ihre Augen sprachen eine andere Sprache. Die schienen vor Müdigkeit gleich zuzuklappen. Weder wirkte sie schön – trotz aufwändig aufgepimpter Nägel – noch klug – trotz Wichtig-Brille. Sie wirkte wie Kater Tom in der Tom- und Jerry-Folge in der er sich Streichhölzer unter die bleischweren Augenlider steckt um die Augen offen zu halten und nicht gleich einzuschlafen. Diesen Versuch hat er mehrfach wiederholt, doch die Streichhölzer sind ständig unter dem Gewicht der Liddeckel der Zeichentrickkatze abgebrochen. Die mit den müden Augen bestellte jetzt eine Pizza, die sich laut Speisekarte ‚Pilz trifft Gorgonzola‘ nannte. Ihr Begleiter eine, die sich ‚Mais trifft Sardelle‘ nannte. Ich wollte mit dem Essen auf Ubbelohde und Frau ‚Normcore ☺‘ warten und hatte schon den dritten Kaffee bestellt. Es wurde dunkel.

Frau ‚Normcore ☺‘ smste mir, sie habe schlimme Migräne und könne nicht kommen. Wir könnten das mit meinem Textbeitrag ja auch gerne mal telefonisch klären.

Ich bekam Hunger und griff nach der in Büffelleider gebundenen Speisekarte, in die ein schiefer Turm von Pisa geprägt war.

An der Wand stand ein Aphorismus: ‚Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge ziehen.‘ Zwischen den einzelnen Buchstaben hingen die Schiefertafeln mit den Tagesgerichten.

Man las also: 'Ich lebe *Tagliata di Manzo (Argentinische Rinderlende)* mein Leben *ai ferri con verdure alla griglia al rosmanito* in wachsenden *Cannelloni Ricotta* Ringen' usw.

,In wachsenden *Cannelloni Ricotta* Ringen', das würde meinem Literaturagenten bestimmt gefallen. Vielleicht hatte er das Lokal deswegen vorgeschlagen.

Er smste nun, es täte ihm leid, wir hätten uns irgendwie verschwitzt, er warte nun in einem Restaurant in der Oranienstraße auf mich. Ich solle nachkommen. *Mekong Delta*.

War ich in der falschen Kneipe? Hatte ich da was durcheinandergebracht? Hatte er etwas durcheinandergebracht? Etwa Oranienburger- und Oranienstraße verwechselt? Egal. Zahlen, und schnell zu diesem Asia-Restaurant.

Ein Asiastübchen *Noodle Box* lag neben einer Asia Eateria *Sumo-Sushi* und einem *Schnellvietnamesen Mr. Hoang Food*. Ich setzte mich auf eine Bank bei einem Spielplatz und gab ‚Makong Delta‘ und ‚Mekong Delta‘ bei Google Maps ein. Ein mannshoher Kletterberg aus Plastik, der aussehen sollte wie eine Felsnase, ragte aus dem Sandkasten des Spielplatzes. Ein älteres türkisches Ehepaar saß gegenüber auf einer anderen Bank und stritt sich lautstark. Vermutlich ihr tägliches Abendritual bei schönem Wetter. So wie andere andernorts in der Sportplatzgaststätte *Zur Trillerpfeife* allabendlich ihre Handhalbe holten. Wieder andere sahen jeden Abend fern oder lasen Zeitung. Da stritten sie sich auch in Diskussionspodien, Telekommunikationsshowkonfrontationen, Leitartikelgefechten.

Kein *Mekong Delta* bei Google Maps. Kein *Makong Delta*. Wie eine Sternschnuppe kam etwas durch die Nacht geflogen. Es war nur ein Zigarettenstummel, den ein Nachbar von seinem Balkon auf die Straße geschnippt hatte.

Ich kam mir bescheuert vor und wollte Ubbelohde anrufen. Im gleichen Augenblick klingelte mein Handy. Ubbelohde. Er hätte er sich vertan, *Mekong Delta* sei im Scheunenviertel. Ob ich wüsste, dass das Scheunenviertel in den goldenen Zwanzigern ‚Medine Finster‘ genannt wurde? Das wisse heute kein Mensch mehr. Er hätte das *Mr. Mekong* in der Oranien gemeint. Tschulljung. Ein *Makong Delta* gäbe es bestimmt in ganz Berlin nicht. Tippfehler.

Ein baumlanger Kerl, der eine Kakerlake auf den Arm tätowiert hatte; hielt mir ein Obdachlosenmagazin vor die Nase. Ich schüttelte den Kopf.

Ubbelohde sagte, er hätte gerade gegessen und sei nun mal schnell auf eine Enthüllung eines Denkmals beim *Bethanien* gegangen. So eine Art Kunstprojekt. Eine Künstlergruppe um Charly Brause und Brezel Krause hätten gerade ein *Thomas-Emmerdingen-Denkmal* eingeweiht. Was? Die würde ich nicht kennen? Emmerdingen, klar, den würde keiner kennen. Aber Brezel Krause und Charly Brause? Krause sei ein ganz feiner Mensch und Bachmannpreisträger 2003. Und Brause sei Kiezbürgermeister hier und auch Autor. Den würde er, bzw. seine Literaturagentur vertreten. Brause hätte den Longseller ‚Die schönsten Sprüche für den Anrufbeantworter‘ geschrieben. Und bald käme ‚Drei Rehe im Brezelfenster‘, ein vermeintlicher neuer ‚Schnelldreher‘ von ihm heraus. Emmerdingen könne ich gar nicht kennen. Ein vollkommener Nobody. Das sei ja der eigentliche Witz an der Denkmalsenthüllung.

Mit der freien Hand versuchte ich den Obdachlosenzeitschriftenverkäufer abzuwimmeln, mit der anderen presste ich Ubbelohde näher an mein Ohr, denn er war sehr schlecht zu Verstehen. Ubbelohde krächzte aus dem Mobiltelefon:

„Das Thomas Emmerdingen-Denkmal wird feierlich eingeweiht. Haha. Michael Lenz ist da und Sundermeier und Meinecke und sogar der Dingenskirchen aus Hannover. Emmerdingen kam Mitte der siebziger Jahre aus einem kleinen Ort in Baden-Württemberg nach Berlin. Er hat nie gemalt, nichts geschrieben, nicht gerappt, nicht aufgelegt. Gar nichts. Er hat bis zu seinem Tod in einem Späti gearbeitet. Die Berliner ehren sein Andenken, weil er sich als einziger, ob absichtlich oder unbewusst, dem Kreativwahnsinn hier entzogen hat. Dafür sind ihm nun alle Berliner ewig dankbar. Darum ehren die Bürger sein Andenken, erklärt gerade Kiezbürgermeister Krause, das hörst du vielleicht im Hintergrund. Ausgerechnet Krause, der in vier Bands spielt, auf zwei Lesebühnen liest und einmal wöchentlich eventkellnert. Weiß der Deubel. Kennst Du die *Lesebühne am Kawuppkekiez?* Krause organisiert die. An der Kleinen Kawuppke, zwischen Mauerplatz und NVA-Kaserne ‚Ernst Thälmann‘. Wie, kennst du nich? Die kennt man doch. Die muss man doch kennen. Und Charly Brause spielt in vier Bands, ist Stammleser auf drei Lesebühnen, und er promotet Sanddorneis aus Ribnitz-Damgarten. Krause ist ein passionierter Guerilla-Gardener und Urban Knitter und legt im *Knacke und Beitz* jeden Dienstag auf. Und er kuratiert nächstes Jahr die *Innere Rötböst.*‘

„Die was?“, fragte ich.

„Die *Innere Rötböst. Germanistikbrlz! Zrsl a dafaktas kabal. Zrsl porpp bibitur. Nibelungentreuflzgrzu. Gnz zsl. Frz.*‘

Ubbelohde war kaum zu verstehen.

„Was?“, fragte ich. – ‚Farhab redigt nicht zweimal.‘ – ‚Bitte was?‘ – ‚Farhab redigt nicht zweimal! Zrsl-kahle nrmls. Zrsl frms. Brz. Brmsrsrtn.‘

Der Empfang war grauenhaft. Ich ging mit dem Telefon um die nächste Straßenecke und fragte, ob ich zu der Denkmalenthüllung nachkommen könne. Ubbelohde verneinte. Er war jetzt wieder deutlich zu verstehen. Sei fast aus. Wir würden uns sowieso gleich auf *Moes Party* sehen.

„*Moes Party?*“, fragte ich. – ‚Ach das hat Dir die Kleine gar nicht ausgerichtet?‘ – ‚Welche Kleine?‘ – ‚Na die Urte. Die wolltest du doch treffen wegen der Literaturanthologie?‘ – ‚Die hat mich versetzt. Die ist krank.‘ – ‚Oh. Tut mir sorry. Tschulljung. Also hör zu! In der Sorauerstraße ist eine WG-Party. Eigentlich nicht *Moes Party*, aber Moe will da hin, und ich komme nach wenn die Denkmalsenthüllung und der Klönschnack hier vorbei ist. Ich wollte Moe ohnehin treffen. Den musst Du kennenlernen! Spitzentyp. Die Kreuzberger machen manchmal große WG-Partys. Die sind meistens ganz gut. Da können wir uns treffen. Früher hat es in Kreuzberg legendäre WG-Partys gegeben. Aber die sind mittlerweile rar gesät. Jetzt ist mal wieder eine. Sorauer 23, Rückgebäude. Ich gebe Dir mal die Telefonnummer von Moe, dann könnt ihr schon mal plaudern bis ich da bin. Tschüssi.‘

Gegessen hatte ich nichts. Ich dachte, auf der Party gibt es bestimmt etwas. Nun stand ich vor einer kleinen Schüssel mit aufgeweichten Salzbrezeln in einer übertollen Hinterhofwohnung. Zwei Radieschen gab es auch noch.

Eine welke Blonde von ehemals großer Schönheit trat mir versehentlich auf den Fuß. Sie wollte mir bei den Radieschen zuvorkommen. In den hohen Stöckelschuhen hatte sie einen frechen, gleichzeitig komischen Gang. Viele junge Leute. Die meisten mit einem ‚Wow-ich-bin-jetzt-in-Berlin-Mann!‘- Ge-

sichtsausdruck. Bussi links, Bussi rechts, umarmen. Boogiebreaks, Oriental, Hüpfhüpf. Ich versuchte Ubbelohdes Bekannten, Moe, anzurufen, aber man hatte auch hier einen sehr schlechten Empfang.

Ich smtse also, dass ich im hinteren Raum sei und auf dem Sofa säße. Ich sei der Typ mit der schwarzen Lederjacke und dem wehen Fuß. Ich hielt mir den wehen Fuß und wartete. Irgendwann kam ein junger Mann mit Architektenbrille und sagte: ‚Moe‘ und nahm neben mir Platz.

‚Hallo. Du bist also Moe?‘ sagte ich. Und er: ‚Yo!‘

Moes Telefon klingelte. ‚Yo!‘, sagte er. Dann krawelte Ubbelohde auch schon aus der Muschel: ‚Zrsl-kahle nrmls. Rrrr. Zrsl frms.‘. ‚Hab keinen Empfang‘, sagte Moe und legte auf.

Ich fragte Moe, was er denn so in Berlin mache. Er sagte: ‚Falsche Frage. Du kannst in Berlin nicht jemanden fragen, was er so macht. Jeder macht hier irgendwas. Jeder jobbt irgendwas.‘ Ich fragte deutlicher: ‚Was machst *Du* so?‘. Moe schwieg und ich musste an die zwei Typen denken, zwei US-Amerikaner, einen ganz langen, farbigen und einen ganz kleinen mit einem Eimer Caipi, den sie in einer menschenumtobten Disco in der Prager Innenstadt im Laufe des Abends mit halbmeterlangen bunten Strohhalmen leerten, inmitten der lachenden aufgekratzten jungen Leute mit den ‚Wow guys. I´m in Prague right now!‘- Gesichtsausdrücken, zwei ungleiche Menschen, die keine Miene verzogen und sich anschwiegen. Die beiden hatten lustige Hüte auf, an denen Lichter blinkten. Als der Eimer Caipi geleert war, bestellten sie einen weiteren. Sie saugten an ihren langen Strohhalmen und schwiegen. Auf die anderen Partygäste mochten Moe und ich wie diese beiden Gestalten wirken.

Ubbelohde rief an: ‚*Lstschriftmndt ggf. rückständige Brz. Zsl. Halló?*‘ Dann brach der Empfang ab. ‚*Rz rötböts de Przemislidenherrschaft. Zsrl, zsrl!*‘ verstand ich noch.

‚Ich sitze an der Kasse in einem Computerspiele-Museum‘, sagte Moe jetzt. ‚Jeder macht hier irgendwas. Jeder jobbt irgendwas. In Berlin kannst du keinen fragen *und was machst du so*. Das ist provinziell, weißt du.‘ Moe trank sein Bier aus. Dann ging er, noch bevor ich ihn fragen konnte, woher er Ubbelohde kannte, zu der welken Blondin mit den schmerzhaften Stöckelschuhabsätzen.

Ich wachte auf mit dem Gefühl als würde das Gehirn lose im Kopf herumschwappen. Wo war ich? Sah nach einer Pension aus. Ich las die Mail noch einmal durch, die ich gestern Nacht an Ubbelohde geschickt hatte, nachdem er nicht auf *Moes Party* erschienen war.

‚Ich glaube, das war es jetzt! Ich muss mir einen anständigen Beruf suchen, wenn ich an weiterer Teilnahme an dieser Gesellschaft noch interessiert sein sollte. Bin an Berlinbesuchen nicht mehr interessiert, sowie an Kunst und Literatur (Literatur hatte ich hinten mit zwei ‚t‘ geschrieben). Bin von gestern und die Welt wird tagtäglich immer morgiger. Schade, dass ich kein Glück habe – und schade, dass es so beharrlich auf allen Ebenen stagniert – jedenfalls den Ebenen, die mir wichtig scheinen. Statt zu leben sitze ich am Schreibtisch und denke mir das Leben anderer aus. Meines ist sehr langweilig. Ich spitze gerne Bleistifte und winke gerne Spaziergängern, wenn ich in einem Zug sitze. Ansonsten habe ich nicht viel zu berichten. Aber tolle Figuren habe ich geschaffen. Da schreibt man sein Leben lang dicke Romane und kann davon nicht abbeißen. Und am Ende liest einen keiner mehr weil sich das Zeitmodische verändert hat. Am Ende bleibt vielleicht nur eine einzige Zeile, ein einziger Satz von einem, den die Nachwelt eine Zeit lang nicht vergessen wird. ‚Draußen bellte irgendwo ein Hund‘.

„Dann wusch er sich das Gesicht und ging zu Bett.“ – „Das kenne ich, das hat mein Urgroßvater geschrieben, ein heute vergessener Romanautor. „Draußen schien die Sonne“ ist auch von ihm!“

Ungemach, Ungemach, Ungemach!

„Ich lösche jetzt mein Roman-Manuskript für immer und ewig. Ich lösche alle meine Texte. Keine Lust mehr! Nie wieder „Krise.Kredit.Konsum“. Ubbelohde, du miese Piesepampel! Du Nulpe! Du Klaschotte! Pachulke! Spesenknilch! Nieselpriem! Wurmstichiger Hund! Steinzeitlümme! Stadtfrack! Backfisch, verklemmter! Stiesel! Käsolga! Hundkrauterer! Schraubendampfer! Besoffenes Wagscheit!! Nasenrammel! Vaterunserhändler! Schiethenkleier! Strunzbix! Volksfest-Tupamaro! Blaffsack! Barhengst! Arschbackengesicht!“

Dann war mir wohl nichts mehr eingefallen oder mein Akku leer. So eine lange SMS hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht verschickt.

„Sie wünschen?“, sagte die türkischstämmige Verkäuferin in einer Bäckerei.

„Guten Tag. N Kaffee, ne Schrippe und n Tach Urlaub“, sagte der berlinstämmige Typ im Blaumann vor mir. Ich hatte ein halbes Lächeln aufgesetzt. Die Verkäuferin grinste von einem Ohr zum anderen.

„Das gleiche“, sagte ich, als ich an der Reihe war. Da lächelte die Verkäuferin nicht mehr. Sah ich schlimm aus? Bleich, übernächtigt, blutunterlaufene Augen? Hatte ich meine Texte gestern tatsächlich alle gelöscht? Egal. Erst mal Kaffee. Ich biss in die Schrippe. Es piepte komisch. Das war in meiner Jackentasche. SMS von Ubbelohde.

Ungemach, Ungemach, Ungemach.

Wo ich gesteckt hätte? Warum ich nicht zur Party gekommen sei?

Erinnerungslücken.

Ich solle mein „Krise.Kredit.Konsum“-Manuskript erst mal hintanstellen. Aber die SMS gestern! Spitzenromananfang! So einen tollen Romananfang hätte er seit Jahren nicht mehr gelesen. Der Text sei ja in seiner Ausformung schon da. Das wäre ein Projekt, das seinen Weg gewiss zwischen die Buchklappen finden werde. Da sei er voll überzeugt. Ob ich eigentlich wüsste, dass das Scheunenviertel in den Zwanziger Jahren „Medine Finster“ genannt wurde? Hätte ihm gestern nämlich jemand erzählt ...

Eine Fliege summte und landete auf meinem Hosenbein. Ich scheuchte sie mit der Hand weg und stieg in den Fernbus nach Hause. Ich lebe mein Leben in wachsenden Canneloni Ricotta Ringen, dachte ich mir, und dann warum ich ausgerechnet das jetzt dachte. Dann schlief ich ein.

Thomas Glatz

Aus dem Plattenarchiv

Antiseen – Southern Hostility (1991)

Er drischt sich die abgebrochene Bierflasche auf die Stirn bis das Blut kommt. Keine Entgleisung, die auf einer psychischen Instabilität beruht, sondern kalkulierte Inszenierung. Jeff Clayton, Sänger von Antiseen, ist ein ziemlicher Winzling mit einer Stimme wie Lemmy Kilmister und einem Outfit, wie ein Mitglied einer Motorradgang, dem das Geld ausgegangen ist. Dazu ein vom Punk geprägter Low-Fi-Sound, in dem man den Bass lange suchen muss. Antiseen aus Charlotte, North Carolina kommen eher siffig-martialisch daher. Sie sind Repräsentanten einer ziemlich irritierenden Subszene des US-amerikanischen Punkrock.



Man stammt aus den Südstaaten, ist zwar nicht rassistisch, aber ganz klar politisch inkorrekt. Es ist die Staatsfeindlichkeit des amerikanischen Siedler- und Hinterwäldlertums, die sich da Bahn bricht. Waffen? Super! Autoritäten? Scheiße! Platten? Selbermachen! Dicke Steaks sind die Basis der Ernährung, Fleisch ist mein Gemüse, oder wie Antiseen auf einem Konzertmitschnitt verlauten lassen: ‚Don’t kill animals, kill people!‘. Also Männer wie sie im Buche stehen, die sich in ausufernden Konzerten ausleben und auf die Musikindustrie scheißen, halt DIY und against all.

Das hat mit der sozialistisch geprägten anarchistischen Tradition Europas nur teilweise etwas zu tun. Es ist vor allem der Individualismus, der die Ablehnung von Autoritäten und des Staates treibt, weniger die Idee von neuen kollektiven

Handlungszusammenhängen. Auch wenn Songtitel wie ‚Kill the Business‘ auf ‚Southern Hostility‘ eine linke Haltung nahe legen, muss man hier eher von einer störrisch-libertären Position ausgehen, wie sie die Radikalisierung des klassischen Liberalismus in der amerikanischen Tradition vorgedacht hat. In der Lesart von Antiseen geht es hier um einen ganz persönlichen Atomismus. Die wirtschaftlichen Freiheiten im Sinne der Großindustrie sind nicht nur egal, sondern bis zu einem gewissen Grad auch so gar nicht erwünscht, weil sie in Konflikt mit den persönlichen Freiheiten stehen, um die sich dieses Denken dreht.

Die hier besprochene Platte ‚Southern Hostility‘ im knallroten Klebelayout stammt aus dem Jahr 1991, dem Beginn der produktivsten und populärsten Phase der Band, die sogar regelmäßige Europatourneen ermöglichte. Zusammen mit G.G. Allin, mit dem sie auch eine gemeinsame Platte verbindet, galten Antiseen Anfang der 90er Jahre als der Eckpunkt des Assi-Punks, ohne auf die Sexismus-Schiene der deutschen Variante dieses Genres in dieser Zeit zu setzen.

25 Jahre später bleibt davon eigentlich kaum mehr als Geschichten. Die energetische Low-Fi-Produktion des Albums schreit zwar recht offensiv nach Underground, das trägt aber im Rückblick vor allem atmosphärisch. Sie sind – oder waren – halt keine begnadeten Songschreiber, sondern vor allem störrische DIY-Akteure, die den Rock’n’Roll wieder gefährlich machen wollten.